„Sie wollen mich zum Besten haben . . .“

„Durchaus nicht! Seitdem ich sie reingelegt habe, sind sie zahm wie die Lämmer. — Der Pagel hat nämlich beschleinigen müssen, daß er sich rechts die Rippen gebrochen und dort heftige Schmerzen hat. Oft ist mit mir in 14 Minuten zum Bahnhof gelaufen. Also sie sind entlarvt.“

„Daß sie sich nicht wieder herausgeredet haben,“ stöhnt der Sanitätsrat. „Ich glaube das einfach nicht. Verzeihen Sie, Kollege . . .“

„Versucht haben sie es schon! — Aber . . . wissen Sie, Herr Sanitätsrat . . . da wandte ich dann mein Hauptmittel an . . . das Drohen mit einer Anzeige an die Genossenschaft . . . wegen Betruges. Das verfagte nicht . . . Und seitdem ist alles gut. Sie sind völlig genesen und arbeiten wirklich musterhaft. Jetzt aber will ich sie hereinrufen; Oft wartet bereits auf das Wiedersehen mit Ihnen und der alte Pagel ist auch in aller Form eingeladen.“

„Mensch,“ keuchte der alte Sanitätsrat und wurde blaurot vor Aufregung, „wenn Sie mir das noch antun, daß diese beiden Halunken den von mir bezahlten Sekt trinken . . . dann . . . nee . . . das hält mein Herz wirklich nicht mehr aus!“

Aber der alte Oft schob sich schon mit einem Kratzfuß über die Schwelle und erhielt auch richtig sein Glas.

Als aber der alte Sanitätsrat mit ihm anstoßen sollte, bekam er einen kleinen Anfall von Atmungsnot, der indes verschwand, als auch der andere, der Albert Pagel, sich demütig zur Stelle meldete.

Buntes Allerlei

Das zweihundertjährige Jubiläum des Briefträgers.

Es wird heute so manches Jubiläum gefeiert und — so manches ganz übersehen! 200 Jahre sind jetzt verflossen, seitdem — zu Anfang 1713 — in Berlin die ersten vier Briefträger zum Abtragen der Briefe eingestellt wurden. Bei diesen vier verblieb es fast sechzig Jahre lang, heute sind's allein in Berlin 6000, und im ganzen Reiche wurden während der folgenden 140 Jahre aus vier deren vierhunderttausend! Was wären alle Maschinen und Arbeitsstände, wenn der Briefträger nicht wäre! Alle Welt wartet auf sein Kommen, er ist einer der wichtigsten Kulturfaktoren geworden, er vermittelt Arbeit und Gewinn, Krieg und Frieden, Leid und Lust, Milliardenwerte sind ihm anvertraut, immer ist er pünktlich wie die Uhr, immer aber auch bescheiden und zufrieden mit seinem Los, immer freundlich, immer treu und ehrlich, immer deshalb aber auch gern gesehen, wo er nur erscheint. Ein einfacher Mann ist er, und dennoch, was für ein feiner Psycholog und Heilkünstler! Er sieht's den Briefen und Briefchen an, was in ihnen steckt, und sieht's den Empfängern an, was sie dazu meinen, noch bevor sie ihn geöffnet. Und kommt ein Griesgram daher, schnell liefert er ihm eine Epistel ab und zwingt ihn zu freundlichen Blicken und Empfindungen, die die Gesundheit fördern. Seine eigene Gesundheit achtet er kaum: bei heißer Sonnenglut und scharfem Frost, bei Wind und Wetter nimmt er seinen Weg durch die Menschheit; und wenn junge Leute jeuzen, daß sie drei Treppen hoch wohnen, so steigt er unermüdlich bei jedem Bestellgang hundertmal und öfter die Stiegen hinauf und hinab, sei's im Vorder- oder Hinterhaus, im dritten Hofe links oder rechts. Hausbriefkasten gönnt man dem Wackeren noch immer nicht. Er bekommt's ja bezahlt, sagt man. Nun ja, aber wie bezahlt man solche Vertrauensarbeit! Gegen früher stehen sich ja freilich die Briefträger jetzt besser. Fast hundert Jahre lang erhielten sie überhaupt keinen Lohn, sondern mußten von den „Briefdreiern“ leben, die die Empfänger ihnen gaben.

Das Wunderkind am Dirigentenpult.

Ein kleines Wunderkind, ein sechs- oder achtjähriger Junge, ist in diesen Tagen der Abgott der römischen Musikfreunde geworden: im Coreafaal dirigierte der Junge ein großes Orchester; und er dirigierte so, daß die Musikkenner und Fachleute den Kopf schüttelten und vor einem Rätsel stehen. Selbst Dirigenten wie Sgambati und Mugnone machen aus ihrer Bewunderung keinen Hehl. Der Junge heißt Guglielmo Ferrero, und er dirigierte mit einer erstaunlichen Sicherheit, mit Temperament und stark ausgeprägtem, musikalischem Empfinden, nicht etwa ein paar Walzer oder ein paar harmlose Konzertstücke, sondern Beethovens erste Symphonie, die Peer Gyntsuite von Grieg und das Vorspiel zu den „Meistersingern“. Der Anblick eines Wunderkindes hat oft für den Zuschauer etwas Bedrückendes, und man hat leicht das Gefühl, daß der Natur Gewalt angetan wurde. Aber wer solche Empfindungen bei dem Konzert dieses kleinen Meisters des Taktstockes hegte, und dann Gelegenheit hatte, das Kind nach dem Konzerte zu sehen, der mag erleichtert aufgeatmet haben; denn der kleine Guglielmo ist wirklich Kind geblieben und hat seine Kindlichkeit nicht eingebüßt. Die römischen Journalisten gaben dem Jungen im Hotel de Russie ein Festmahl, eine große Menschenmenge geleitete den Kleinen vom Konzertsaal zum Hotel, aber in dem Augenblicke, da der Junge den Lichthof betrat, vergaß er Beethoven und Wagner und war nur ein kleiner Junge, der spielen wollte. Er begann mit einem Ball im Hotel herumzuspieken, zwang seine Verehrer — darunter die würdigen Herren der römischen Musikkritik —, im Speisesaal mit ihm Ball zu spielen und tobte umher, mit einem Uebermute, der die festlich gekleideten Herren Bankettteilnehmer nicht wenig in Verlegenheit brachte. Der Maestro Mugnone wollte mit seinem kleinen Kollegen musikalische Gespräche führen und fragte den Jungen, ob er bei einem nächsten Konzerte nicht Beethovens „Egmont“-Ouverture dirigieren wolle. Aber der Kleine verzog nur den Mund: „Ach morgen . . . Kommen Sie doch zu diesen hübschen roten Fischen hier, wissen Sie, das Bassin ist elektrisch beleuchtet.“ Und der berühmte italienische Dirigent mußte lächelnd mit dem kleinen Rivalen zum Goldfischbassin gehen und hatte seine Mühe, den Jungen davon abzuhalten, Schuhe und Strümpfe auszuziehen, um nach echter Jungenmanier ins Wasser zu patschen. Aber schließlich hatte er ausgelobt und das Bankett begann. Man führte den Kleinen zu seinem Ehrenplatze, und als seine Mutter ihn lächelnd fragte, wen er gern zum Nachbarn haben möchte, da besann sich der junge Musikus auf seine Repräsentationspflichten. „Meinen Kollegen!“ sagte er und wies mit dem Zeigefinger mit würdigem Ernste auf den Kapellmeister Mugnone . . .

Die Orangenbäume Friedrichs des Großen.

Im Laufe des Siebenjährigen Krieges ergriff Friedrich der Große — es war im Jahre 1760 — Besitz von der Rützener Orangerie im Kreise Glogau. Unter den reichen gärtnerischen Schätzen, die der König dort vorfand, erregten damals schon die gewaltigen Orangen- und Apfelsinenbäume allgemeines Interesse. Von Rützen ließ Friedrich der Große die prachtvollen Bäume nach Glogau schaffen, wo sie viele Jahre standen. Es machte dem pflanzenliebenden König nicht geringe Schwierigkeiten, die gärtnerischen Kostbarkeiten nach Sanssouci bringen und sie dort zur Ausschmückung der Terrassen aufstellen zu lassen. Das königliche Archiv zu Breslau enthält dicke Bände von Akten, die sich mit der Geschichte dieser Bäume beschäftigen. Man weiß, daß der große König schließlich seinen Willen durchsetzte und die Mehrzahl der Bäume nach Potsdam schaffen ließ. Den Rest überließ er seinem Minister v. Hohn, dem damaligen Besitzer der Herrschaft Dyhernfurth. Aeun von diesen Bäumen hat der jetzige Schloßherr, Graf v. Saurma-Jeltsch, der Breslauer Gartenbauausstellung für den Barockgarten in der Reihe der historischen Gärten zur Verfügung gestellt. Der Transport der je etwa 20 Zentner schweren Kübelpflanzen bot bedeutende Schwierigkeiten und erfolgte mittels Prahm von der Dyhernfurther Fähre bis an eine zum Abladen geeignete Stelle an der alten Oder oberhalb der Fürstenbrücke und von da aus mittels besonders konstruierter Möbeltransportwagen nach dem Ausstellungsgelände. Die Breslauer Gartenbauausstellung ist durch diese wertvollen Bäume, die besonders hoch versichert werden mußten, um eine bedeutsame Sehenswürdigkeit bereichert worden.

Der Appetit der englischen Parlamentarier.

Das Parlamentsjahr ist für das englische Unterhaus nicht nur wegen so mancher erregter politischer Kämpfe bedeutsam, sondern auch wegen eines eigenartigen Rekords, den die Parlamentarier aufgestellt haben. Ihr Appetit ist nämlich nie vorher so rege gewesen, als in diesem Jahre. Ein vor kurzem veröffentlichter Bericht zeigt, daß vom Beginn der Session bis zu ihrem Endtage nicht weniger als 185 329 Mahlzeiten im Unterhaus serviert wurden, das will sagen: durchschnittlich 276 Mahlzeiten jedem Mitglied. Für Wein gaben die Herren Abgeordneten die stattliche Summe von 133 000 Mark aus, für Zigarren 26 000 Mark. Doch mußten diese exquisiten Zugaben zu einem guten Diner gegen die Speisen zurücktreten, für die eine Summe von mehr als 460 000 Mark angelegt wurde. Trotzdem die Geschäfte des Unterhausrestaurants blühten, konnte es die hohen kulinarischen Ansprüche der Parlamentarier doch nur mit Hilfe der Subvention von 40 000 Mark befriedigen, die alljährlich bewilligt werden. Dafür ist aber auch das Essen im englischen Unterhaus billig und gut, und es ist daher begreiflich, daß sich so mancher Repräsentant des englischen Volkes von den Mühen und Sorgen der langen Sitzungen bei einer wohlbesetzten Tafel erholt.

Humoristisches

Problem. Gast (zur Kellnerin): „Bitt' schön, was geht denn rascher, ein Herz oder ein Jüngerl?“

Kindliche Bedenken. „Mama, geht das, daß man sagt, das Nilpferd hat sein Leben ausgehaucht?“

Flirt. Sie: „Warum fragen Sie mich so viel nach meiner Vergangenheit?“ — Er: „Weil ich mich gegenwärtig für ihre Zukunft interessiere!“

Recht angenehm. Kunde: „Ist denn dieses Haarfärbemittel auch waschecht?“ — Friseur: „Das hält ewig! Einen hab' ich damit behandelt, der hatte nachher, als ihm die Haare ausgegangen waren, sogar eine ganz schwarze Platte!“

Der Trinker. „Warum bekommt denn der Herr mit dem Stammglas noch Bier und ich nicht?“ — „Ja, wissen Sie, der hat nicht nur ein Stammglas, der hat auch ein Stammfaß!“

Renommage. „Die Meiers sagten vorhin, sie seien zu Kommerzienrats gefahren, haben die denn eine Equipage?“ — „Nein, aber Kommerzienrats haben einen Lift!“

(Aus „Meggendorfer Blätter“.)

Erdkundestunde. Lehrer: „Meyer, in welchem Königreich wohnst du?“ — Meyer: „Im Königreich Charlottenburg!“

(Aus „Lustige Blätter“.)

Gut aufgehoben. „Mudda, Mudda, der kleine Willem hat 'n Froschen waschluckt!“ — „Macht nischt, Vater hätt 'n doch bloß vasoffen!“

Grundsätze. „Warum sieht man Sie denn nie in der Kirche, Herr Oberförster?“ — „Dat will ick Se seggen, Herr Pastur: Erstens kann ick dat nicht hebben, wenn eens alleen immerlos dat Seggen hett; und tweetens, wenn ick singen soll, denn mutt ick of wat to trinken hebben!“ (Aus „Simplizissimus“.)

Nr. 126 • Sonntag 1. Juni 1913

Tägliches
Unterhaltungs-Blatt
der Berliner Volks-Zeitung

Im Haken.

Roman

[21. Fortsetzung.] von [Nachdruck verboten.]

Alfred Semerau.

X.

Schnee lag auf den Gassen und in den Straßen, frischer, weißer Schnee, und tiefe Furchen, welche Wagenräder und Schlittenkufen gezogen hatten, zerschnitten die dichten Schneedecken, die über Straßen und Gassen lagen.

Schnee lag auf den Dächern, und auf den Dachrinnen bildete er kleine glitzernde Wälle, und das goldene Kreuz auf der Spitze der Pfarrkirche schimmerte in matten Glanz durch die Schneeschleier, welche den Turm verhüllten.

Der Buttermarkt sah aus wie ein frischgewaschenes Laken, und die kleinen Dornberger übten sich in einer mehr oder weniger kunstfertigen Herstellung von Schneemännern und Schneefrauen, und wo ein solches Schneegeschöpf besonders gelungen war, da fand sich ein ganzes Rudel von Mädeln und Jungen ein, um es durch wohlgezielte Bälle schnell des Kopfes, der Arme und Beine zu berauben, bis ein wüster Schneehaufen anstatt des wohlgelungenen Schneegeschöpfs am Boden lag.

Klar und kalt war die Luft, und an den Linden vor der Doktorwohnung hingen hübsche kleine Eiszapfen von den Aesten und Zweigen herab.

Als Lucie Heyden mit Brandeis aus der Flurtür trat, fragte er: „Ist es Ihnen auch nicht zu kalt, gnädige Frau?“

Die Doktorin schüttelte den Kopf. „Das Jackett langt schon hin, und der Muff und die Boa tun das ihre auch. Avanti.“

Es fing schon wieder an zu schneien; dünne Flöckchen kamen sachte schaukelnd herab wie Federn, die man ein wenig durcheinanderrüttelt. Immer dichter schaukelten sie aneinander vorüber und versanken in den weichen flimmernden Schnee.

„Rechtes Weihnachtswetter, sagte Lucie.

Der Maler nickt. „Ohne Schnee wäre es auch nichts. Stellen Sie sich einmal Weihnachten vor ohne Schnee, gnädige Frau, so braungelbe Straßen, auf denen man jeden Stein sieht. Wem könnte solches Wetter zu Weihnachten gefallen?“

Immer dichter wirbelten die Flocken und setzten sich fest auf Luciens Barett und Brandeis' Hut.

„Es nützt rein nichts, daß man den Mantelkragen in die Höhe schlägt, sie schlüpfen doch durch und schmelzen.“ Brandeis schüttelte sich.

„Ich geh' am liebsten so im Schneetreiben“, sagte Lucie, „meinethalben könnte es noch viel toller kommen.“

„Und wenn Sie sich erkälten?“ fragte er. „Husten tun Sie schon sowieso. Eigentlich sollten wir umkehren.“

„Glauben Sie etwa, daß Sie meine Geschenke kaufen könnten?“

„Nein. Aber morgen ist doch auch noch ein Tag.“

„Wissen Sie genau, daß es morgen nicht schneit?“

Als sie nach drei Stunden heimkamen, vollbeladen, so daß keiner mehr das Geringste hätte tragen können, war Lucie ganz müde. Langsam stieg sie die Treppe hinauf, gab dem Mädchen all die Sachen, ließ sich ausziehen und setzte sich an den Ofen.

„Du hast eingekauft, als hätten wir ganz Dornburg zu beschenken“, sagte Heyden.

„Ach, das ist nicht viel, bloß so entsetzlich viel Papier wickeln die Leute rum.“

„Hast Du denn alles allein tragen können?“

„Brandeis war mit, er hat gut zwei Drittel geschleppt.“

Lucie sah es ihrem Manne an, daß es ihm nicht recht war, aber er sagte nichts. Doch auch gegen den stummen Vorwurf, den sie fühlte, rechtfertigte sie sich: „Du hattest Sprechstunde. Du wärst ja auch wohl sowieso nicht mitgekommen. Und Brandeis ist auch fürs Kaufen der rechte Mann.“

„Geld unter die Leute zu bringen versteht er großartig.“

„Ein Talent muß der Mensch doch haben, und hat Brandeis denn für jemand zu sorgen, oder ist er jemand etwas schuldig?“

Der Doktor zuckte die Achseln. „Wie Du fragst, als ob ich in seinen Verhältnissen Bescheid wüßte.“

„Laß ihn doch Geld ausgeben, Berthold, und die Dornberger Industrie hinein; nötig hat sie es schon.“

„Du hebst sie doch auch genug, Lucie; was Du alles zusammenkaufst!“

„Ach ja, was ich alles zusammenkaufe. Das ist doch augenblicklich meine einzige Beschäftigung. Anna ist so eine Perle, daß ich mich um nichts zu bekümmern brauche; also was bleibt: Lesen, Essen, Trinken, Schlafen, Spazierengehen, ja das ist wohl alles, und — Kaufen. Manchen Menschen mache ich vielleicht durch so eine Kleinigkeit eine große Freude.“

„Deine Art zu schenken, Lucie, geht aber oft ins Große.“

Die Doktorin erriet, wovon Heyden sprach: „Wenn ich Fränze Kallwigs Bild gekauft habe, habe ich auch darin das Richtige getroffen. Es ist nämlich das Geld durchaus wert.“

„Du hättest das Bild auch billiger bekommen“, sagte er.

„Ich schachere nicht, wo es sich um Kunst handelt, und wenn es gilt, einem Menschen vorwärts zu helfen.“

Der Weihnachtsvorgen war da und mit ihm von früh an ein lustiges Flockengewimmel; wie Tausende von Kohlweißlingen flogen die Flocken durcheinander, in Straßen und Gassen häuften sie sich, und der Schnee stieg immer höher. Das goldene Kreuz auf der Spitze der Pfarrkirche war jetzt ganz durch die weißen Schleier verdeckt.

Lucie ging um die kleine Tanne, die auf einem Tisch stand, behängte sie mit Ketten und funkelndem Zierat, steckte eine schimmernde Spitze auf die Krone, setzte die Lichte auf, brannte sie ein wenig an, damit sie Abends sich leichter entzünden ließen, und legte die Geschenke bereit.

Schon früh am Nachmittag begann es zu dunkeln. Lucie setzte sich an das Fenster und sah hinab auf die Straße, die wie in Schnee vergraben war. Berthold hatte noch Sprechstunde; wann die aus war, wurde beschert.

Der erste Weihnachtsabend in Dornberg. Wie die Wochen verflossen und die Monate vergangen waren! Jetzt war sie schon sechs Monate hier. Wie schnell war doch die Zeit verronnen und wie langsam nur jeder einzelne Tag! Wie eine Schnecke kroch er dahin, träge und schwer und so langsam, als würde er kein Ende nehmen.

Auch in Dornberg ließ es sich wohl leben, wenn man solche Menschen fand, wie sie sie gefunden. Die einzige, die sie vermißte, war Fränze, und Bruno und Ilse dachten nicht so oft an die Schwester wie Lucie. Um ihretwillen wünschte die Doktorin, Fränze wäre in Dornburg geblieben, aber um Fränzes willen konnte sie sich nicht genug freuen, daß sie jetzt in Berlin ihrer Kunst leben konnte. Wenig und immer nur Karten schrieb Fränze, aber unaufhörlich versprach sie einen langen dicken Brief; der aber war immer noch nicht gekommen.

Berthold sah es nicht gern, daß Lucie sich um die bei Brandeis zurückgebliebenen Kallwigs so kümmerte. Die Doktorin vergaß sich manchmal so weit, daß sie mit Bruno und Ilse Zeck spielte und mit ihnen um den Buchsbaum jagte. Brandeis stand dann an dem Weg und fing auf, wer ihm gerade in die Arme lief.

Berthold sah es auch nicht gern, daß Lucie mit dem Maler und den Kindern stundenweit ging; sicher trafen sie unterwegs Lentrodt und Graßmann. Der Doktor hatte sie schon oft gesehen und Lucie seine Mißbilligung nicht verhehlt.

„Wofür hältst du denn diese Leute?“ fragte er geärgert über die Fremden, die zwischen ihn und seine Frau traten.

„Für Gentlemen,“ sagte Lucie mit scharfer Betonung.

„Es schickt sich aber nicht, daß du allein mit den Leuten gehst. Daß du das nicht einsiehst!“

„Soll mir die Meinung der Dornberger maßgebend sein?“ fragte sie.